

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 40 Altena, den 20. Oktober 1931 1 31

Nicht lässig werden!

Die gegenwärtige schwere Zeit dürfte manche Hausfrau dazu verleiten, in ihrer Hauslichkeit Erleichterungen einzuführen, die auf Kosten der Gemütlichkeit und traulichen Behaglichkeit erfolgen. Wir denken hier bei in der Hauptfrage an die Ersparnis von Tischwäsche, von sonstigem kleinen Tischgeschmuck, Blumen und nicht zuletzt an die Einschränkung der aufzulegenden Teller und Bestecke. Es sind das ähnliche wirtschaftliche Maßnahmen, wie wir sie im Kriege bereits kennenlernten. Diese Einrichtung aber bildet ein zweifelhafte Schwert. Man kann wohl das Tischgeschmuck durch eine Wäschekapsel ersetzen, kann anstatt zweier, nur je einen Teller aufdecken, kann wieder auf den Gebrauch von Papierfertigkeiten zurückkommen, aber im Grunde genommen ist eine solche Ersparnis das Behagen, das man dadurch aufgibt, nicht wert. Errechnen man den zahlenmäßigen Wert des Ruhens, so wird es sich hierbei um ganz winzige Beträge handeln. Die hauptsächlichste Ersparnis ist die Schonung der Arbeitskraft, doch wird die Hausfrau diese Mehrarbeit gern auf sich nehmen, da sie ihrer Familie sonst zu viel Schönes entzieht. Denn wenn in einer Hauslichkeit einmal das festgefugte Behagen abzuwischen beginnt, dann hebt eine neue völlig veränderte Situation an. Und gerade diese soll ja heute, wo man sich außerhalb des Hauses im sorgenvollen Existenzkampf so viel entgegen lassen muß, nach Zulassung aufrecht erhalten bleiben. Zugegeben, daß der belästigte Ehemann, die wohlgeratene Kinder in belästigter Selbstverleugnung derartige Abstände der Behaglichkeit als nicht sehr belastend darstellen, im Inneren des Herzens aber wird jedermann gerade derlei Dinge als recht schmerzhaft empfinden. Das Heim, die einzige feste Stätte im harten Daseinskampf, soll heute mehr denn je Wall und Schutz gegen die Witterungsgefahren der Umwelt sein. Deswegen sollte man in schweren Zeiten hierin eher aufpassen. Die kluge Hausfrau wird in dieser Hinsicht besser tun, an allen Einrichtungen festzuhalten. Ein einfacheres Gericht am gleichmäßig schön und liebevoll gedeckten Tische wird leichter ertragen als eine gegenwärtige Einschränkung. Jede neue Sparmaßnahme wirkt um so härter, je krasser und nachter man sie zum Ausdruck bringt. Ein behaglich gepflegtes Heim schafft frohen Mut und gute Laune, und beides verleiht zu erhalten, sollte heute allen Hausfrauen oberstes Gesetz sein.

Vor 15 Jahren noch tief verschleiert — heute im Sportdress



Eine türkische Leichtathletik-Damen-Mannschaft. Auch in der Türkei, dem Lande, wo noch vor 15 Jahren keine Frau ohne Schleier auf die Straßen ging, hat der Geist des modernen Sports seinen Einzug gehalten. Wie ihre Altersgenossinnen in Europa treiben die jungen Türkinnen intensiv Leichtathletik und hoffen, in internationalen Turnieren es bald den anderen Ländern gleichzutun zu können.

ändern noch lustig ihren Tag genießenden ordentlich Salz in die Lebenssuppe geschüttet hat. Warum sollen die's besser haben! Und wie leicht ist heutzutage jemandem klar gemacht, daß das Leben ein Jammerthal!

So bedroht die Gemüts-Grippe im Laufe eines nebligen Regentages jeden an jeder Straßenecke. Wer noch ein Stöhn im Topf brodelt hat, verschweigt und vergräbt es und leidet leidend mit. Woran — an der Grippe der Zeit!

Da muß Abhilfe geschaffen werden, sagte ich mir gestern, als ein junges hübsches Ding mit Grellemworte ihre Verstimmlung und Lustlosigkeit klagte. Da muß nicht nur Nase und Hals ausgetrocknet werden, sondern vor allem das Gemüt. Wenn sich das ausfindet, wird alles andere wieder gut. Das gehen dich Regen und Kälte an! Du bist doch kein Wetter-anfänger und hast keine überlaufende Galle. Was hat das dicken Unbehagen mit deinem besseren Ich zu tun? Mit deiner Jugend, deinen taufenden Möglichkeiten einer weiten Zukunft? Und wenn die schon hinter dir liegt, dann bedenke erst recht, daß keine Zeit, keine Stunde mit Griesgrämigkeit zu verlieren ist. Wer erlöst sie dir, wer macht den Schaden wieder gut? Weißt du eines, sei guter Dinge — mit schlechter Stimmung zieht du erst wirkliche Depressionen — auch körperlicher Art — herbei.

Was ist schon so ein Schnupfen oder Kopfweh! Jedem mal das Seine, aber damit auch genug. Laß dich nicht immer von neuem wieder anstecken. Du bist keine Abblasestation für schlechte Launen müder Pessimisten. Lach den ins Gesicht — und du wirst bald innerlich mitlachen und allen Ansteckungsgefahren trotzen. Das amerikanische „keep smiling“ ist ein gutes Rezept gegen Gemüts-Grippe, sie kommt dann viel schwerer an einen heran. Und wenn's dich doch mal packt, dann mache es reich und schnell für dich ab und verlohne dich die Mühe. Du wirst dadurch schneller genesen und Freunde und Bekannte werden es dir danken und bei sich sagen: wie wohlthuend, daß er (sie oder es) immer froher und wertvollerer Auslandsware vor deutscher zu

Pikantes für die Küche

Man entfernt von Büchlingen den Kopf und Schwanz, öffnet den Rücken und löst die Gräten. Die so vorbereiteten Büchlinge taucht man in geschmolzenes Fett (Butter oder Öl) und paniert sie mit geriebener Semmel, der man reichlich feingewiegte Petersilie zusetzt. Sie werden auf sehr heißem Fett gebraten und mit Buttersauce angerichtet. Gleich große Zwiebeln werden gesäubert und einige Minuten in kochendem Salzwasser blanchiert. Nachdem sie abgetropft sind, höhlt man sie aus und füllt mit folgender Fülle: Das Zwiebelfleisch wird feingehackt und gemischt mit (in Butter geschmorten) Tomatenpurée. 1 Teelöffel geriebener Semmel und 1 Teelöffel dicke Tomatenauce (oder -mark). Nachdem die Fülle nach Geschmack gewürzt ist, füllt man 125 gr gewiegte Champignon hinzu. Diese Füllung ist für sechs Personen berechnet. Sie muß sehr fest in die Zwiebeln gedrückt werden und wird mit einem von der vorbereiteten Zwiebel abgetrennten Deckel belegt. In einer gut ausgefetteten Form, mit 2 Schüsseln geschmolzener Butter übergossen, schmort man die Knollen im Wasserbad, überstreut sie kurz vor dem Anrichten mit geriebener Semmel, legt ein paar Butterflöckchen auf und überdeckt schnell noch einmal.

Mohrrüben werden in Scheiben geschnitten und 10 Minuten in kochendem Salzwasser blanchiert. Man läßt sie abtropfen und schüttet sie in heißes Öl oder Schmalz. Nachdem sie genug gebräunt sind, nimmt man sie heraus, überstreut sie mit ganz feinem Salz, etwas Petersilie und gibt sie ganz heiß zu Tisch. In 1 Liter Wasser tut man etwas Salz, 2 Eßlöffel Zucker, 3 Zitronenschale, 30 gr. Butter und läßt aufkochen. Bei ganz kleiner Flamme und unter dauerndem Rühren streut man 300 Gramm Maiskeim in die Flüssigkeit und läßt 2 Minuten durchkochen. Nachdem die Masse etwas ausgekühlt ist, gießt man einen Eßlöffel Rum hinzu und schüttet den dickflüssigen Teig mit einer Kelle auf eine mit Wehl bestreute Serviette. Nach Erkalten sind die Teigstücke so fest, daß sie in heißem Fett gebraten werden können und mit Zucker überstreut, kalt oder warm genossen werden.

Die Vielseitigkeit der Zwiebel

Nicht umsonst sagt von der Zwiebel die Sprichweisheit, sie heile sieben Krankheiten. Den Arabern dient sie als volkstümliches Schutzmittel gegen Malaria; auch vor anderen Uebeln soll der tägliche Genuß roher Zwiebeln schützen. Vielleicht sind sie schon deshalb bei den Rohkostlern so beliebt; aber gekocht oder gebraten verzehrt, wirken sie gleichfalls den schädlichen Darmgärungen entgegen. Zwiebeln bewahren sich auch sonst als Heilmittel; reibt man die durch einen Insektenstich verursachte Rote oder Schwellung damit ein, so verschwindet sie nach kurzer Zeit. Warzen lassen sich dadurch vertreiben, wenn man sie am Tage öfters betupft, in der Nacht mit einer Schicht gehackter Zwiebeln bedeckt, über die ein Streifen reiner Zellwolle gewickelt wird. — Um Nasenbluten zu stillen, vermischt man etwas Zwiebelsaft mit starkem Essigwasser und zieht die Lösung in die Nase ein. Gegen Schnupfen und Katarrh dämpft man geschälte, in Viertel geschnittene Zwiebeln mit Kandiszucker und wenig Wasser weich; der sirupartige Saft wird lösselmäßig in Abständen von je zwei Stunden eingenommen. — Wenig bekannt ist, daß Zwiebelsaft auch einen guten Klebstoff darstellt, um Papier auf Metall zu befestigen; dieses muß vorher mit Soda abgewaschen werden.

Zwiebeln, die man überwintern will, sollen nicht schichtweise gelagert werden. Am besten ist es, sie auf einen Bindfaden aufzuhängen und luftig hängend in der Speisekammer oder im Keller aufzubewahren.

Aus dem Ende und Weiten

Wer nicht hoch kann, gewinnt den Prozeß.

Die arme junge Frau, die da kürzlich in San Francisco vor dem Scheidungsrichter stand, mußte jedermann zu Tränen rühren. Das bittende, unglückliche Gesicht! Wie groß war doch noch vor einem Monat Mitleid

Salls Liebe gewesen, und nun mußte die Armste ihren ganzen Glauben an die Menschheit verlieren, wenn der Richter nicht diese Ehe schied! So ging das eine Viertelstunde lang wie ein Wasserfall, bis der Vorsitzende schließlich unterbrechen konnte: „Nun sagen Sie doch nur, worin diese fürchterliche Grausamkeit besteht, die Sie Ihrem Gatten vorwerfen.“ Der zwanzigjährige Mund der Klägerin formte sich zu erstauntem Schmollen: „Was, das wissen Sie nicht? Drei Wochen waren wir gerade verheiratet, und bis dahin hatten wir uns ganz gut vertragen. Da kommt William Pearson, mein Mann, eines Abends nach Hause und bringt ein paar Freunde mit. „Liebling“, sagt er, „laß uns doch einmal ein paar gebratene Hühner vor.“ Denken Sie sich doch nur, Richter, gebratene Hühner wollte er haben! Ist das nicht grausam?“ — „Für die Hühner vielleicht“, meinte der Richter. „Aber eine Grausamkeit Ihnen gegenüber kann ich darin mit dem besten Willen nicht erblicken.“ — „Keine Grausamkeit! Keine Grausamkeit, gebratene Hühner von einer Frau zu verlangen, wenn man ganz genau weiß, daß die Vermählte überhaupt nicht kochen kann!“ — „Ach ja!“, nickte der Richter verständnisvoll. Und dann beilegte er sich die Ehe für geschieden zu erklären. Alle Anwesenden hatten aber den Eindruck, daß er dies nur mit Rücksicht auf den armen Ehemann tat.

Seine Frau will nicht, daß er Auto fährt.

Hilfer Laak — er wohnt irgendwo in dem augenblicklich von Sorgen umrandeten England — ist ein schlechter Ehemann. Seine Frau wollte nicht, daß er Auto lenken sollte. Nicht etwa, weil sie ihm das Vergnügen nicht gönnte, sondern weil es ihre Würde einfach nicht vertrat. Es muß hier ausdrücklich „ihre“ Würde gesagt werden, denn Hilfer Laak hatte mit den Finanzgeschäften nichts zu tun, gehörte zu jenen Glücklichen, die ihren Glückseligern sagen können: „Ich hab' nichts.“ So mußte also die arme Frau Laak sämtliche Rechnungen bezahlen, wenn der Gatte wieder einmal einen anderen Wagen angestrichen oder sonst Schaden angerichtet hatte. Aber jetzt streikte sie, und als ihr Männchen die letzten fünf Pfund Geldstrafe nicht zahlen konnte, ließ sie es ruhig zu, daß man ihn einsperrte. Und nun verlangte sie auch noch vom Gericht, daß dem Unvorsichtigen ein neuer Prozeß gemacht und der Führerschein entzogen würde. Die Verhandlung sollte beginnen, doch Laak schloß. Der Richter des Polizeigerichtes machte ein verwirrtes Gesicht: „Heute morgen war er noch da!“ Frau Laak mußte Rat, ließ nach Hause, kehrte triumphierend mit ihrem Mann zurück: „Ihm hat es im Arrest nicht gefallen, da ist er nach Hause gegangen. Ich will ihn aber nicht haben. Seine Zeit soll er abtun. Und den Führerschein hergeben.“ Was denn auch geschah. Einer so tüchtigen Frau gegenüber muß das Gericht schon entgegenkommend sein.

Das neue Dasein (68. Jahrgang Nr. 3) bringt zur Erinnerung an den 18. Oktober 1831 einen reich illustrierten Aufsatz über den deutschen Gedanken in der Politik Kaiser Friedrichs. Eine heitere Erinnerung führt Alexander Bruch auf: er erzählt von Josef Kyselak, jenem merkwürdigen Kauz und waghalsigen Naturforscher, der seinen Namen an alle möglichen und unmöglichen Plätze anzupinseln pflegte und durch diese Verschönerung in allen deutschen Landen bekannt wurde. „Vom Leiden des Vornach zu Etern und Lehrern. Die ersten Abbildungen aus Ernst Uebels in diesen Tagen erschienenen Buch „Fremde Vögel über Afrika“ zeigt ein Beitrag von K. R. Gühloff, Kriede & Krage berichtet „Ein Erlebnis im Oktober“. Der unterhaltende Teil des Festes bietet zudem die abgelesene reizvolle Erzählung „Die Ausstellung“ von Emanuela von Mattl. „Zwischenkreuz und einen spannenden Abschnitt des großen abenteuerlichen Zeitromans „Minister in Torri“ von Hans Winand. Dr. Emil Carthaus erzählt Herkunft und Ursprung der „Mietmeteoriten und Meteoritenstürme“. Eine kluge und liebenswürdige Frau plaudert über ihre Tätigkeit als Regisseurin. Das Frauenheim gibt Winke für die kommende Mode. Der Kaffeehaus findet allerlei zum Nachdenken. Der Kunstliebhaber erhält eine wertvolle ganzseitige Kunstbeilage. Der schöne übrige Bildschmuck, die Wochenchau, Bücher und Daseinsanzeiger mit Stellenanzeigen ergänzen den vielseitigen Inhalt des anregenden und unterhaltenden Festes.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena. Druck und Verlaag: B. A. Sank. Altena.

etwas länger aufhält und das Weiterwandern verzögert. Dann ist der Krach da. Gnade dem Sünden! Er bekommt sicher zum Empfang eine Tracht Prügel.

Das Leben müßte für diese unglücklichen Geschöpfe eine ständige Qual sein, hätten sie nicht einen Trost: Sie können ihren Frauen fortlaufen, wann sie wollen. Sie sagen einmütig zu ihr: „Ich will nicht mehr mit Dir verheiratet sein.“ Damit ist die Sache erledigt, und der Mann kehrt in das mütterliche Haus zurück oder geht zu einer von seinen anderen Frauen. Er wechselt freilich damit nur die Herrin.

Die Kinder aus diesen wunderlichen Ehen gehören stets der Mutter. Sie kümmern sich überhaupt nicht um den Vater, und er hat keine Verantwortung für sie. Was schließlich auch etwas wert ist. Denn bei uns Europäern gibt es ja Männer, die auch nicht mehr zu sagen haben als die Menangkabaganten. Von ihnen verlangt man aber, daß sie für die Kinder sorgen. Da haben es also die Menangkabaganten doch besser.

Einige Interessenten sei aber vor einer Auswanderung in das Gebiet der Ehesklaven von Sumatra warnt. Die Menangkabaganten hegelei nur innerhalb ihres Stammes.

Worthalten, auch Kindern gegenüber

In dieser Beziehung wird viel gesündigt. „Hein, Liebling, heute kann dich Mutti nicht mitnehmen, aber morgen gehen wir beide in die Stadt!“ Die Tränen des Kindes verstiegen, und freudig erwartet die Kleine den nächsten Tag. Die Mutter aber hat ihre Worte, die nur zur Verhütung des Kindes dienen sollten, längst vergessen und sucht sich mit einem neuen Versprechen auf die Zukunft aus der Verlegenheit zu ziehen, als die Kleine an demnächst fragt, wann sie denn nun losgehen wollen. Oder die Mutter verabschiedet sich von der Kleinen: „Sei hübsch brav, in einer halben Stunde bin ich wieder da.“ Zufrieden spielt das Kind weiter. Aber wie lang doch eine halbe Stunde ist! Als Mutti wegging, war es noch hell, inzwischen ist der Vater vom Dienst gekommen und ruft schon Minna zum Abendbrot, und schließlich geht das Kind ohne den gewohnten Gutenachtkuß der Mutter zu Bett. Natürlich werden so behandelte Kinder bald lernen, daß auf die Versprechungen der Eltern nichts zu geben ist und hüben die Eltern das Vertrauen ihrer Kinder, das ihr höchstes Gut sein sollte, ein. Viele Menschen, auch Eltern, haben sich noch nicht durchsgerungen, in dem Kinde die werdende Persönlichkeit zu achten, sondern sehen in ihm immer noch das Spielzeug, die posierliche Verkleinerung der Großen. Man macht leichtfertig Versprechungen, die die augenblickliche Lage erleichtern, und trüffelt sich beim Nichthalten damit, daß es sich ja nur um Kinder handelt, deren Kummer nicht ernst zu nehmen ist und die doch bis zum nächsten Tage alles vergessen haben. Diese Auffassung ist aber grundfalsch. Jedem Kind ist das Wort eines Erwachsenen etwas Unumstößliches, bis es seine schlechten Erfahrungen gemacht hat. Jedes Versprechen ist ihm heiliger Ernst, und gläubig wartet es auf die Erfüllung durch die Mutter oder Tanten, bis es durch Enttäuschungen lernt, daß auch auf die Worte der großen Menschen nicht viel zu geben ist.

Noch gefährlicher sind natürlich Versprechungen gegenüber Kindern. Wer seinen Jungen für die Verleihung ein Fahrrad zusagt, muß dieses Rad unter allen Umständen beschaffen, wenn der Junge sein Ziel erreicht. Sollten sich die Verhältnisse inzwischen so verschlechtern, daß es dem Vater nicht möglich ist, sein Wort zu halten, so muß er schon vor der Verleihung offen mit seinem Sohne darüber sprechen. Ebenso ist es mit Versprechungen für einen künftigen Besuch, wenn die Schule erst durchgemacht ist. Die schärfsten Kritiker haben Eltern in ihren eigenen Kindern und wehe, wenn sie sich dabei auf einem vielleicht aus guten Gründen begangenen Verstoß ertrappen lassen müssen. Ob die Kinder dann aufbegehren oder die böse Erfahrung in sich verankern, wird Sache der Erziehung oder des Temperaments sein. Sicher ist aber eine Entfremdung zwischen Eltern und Kind, die durch Offenheit hätte vermieden werden können.

Lotte Gr.

Der Kuß Humoreske von Otto Ammes

Dies war die Begebenheit, die das Dorf Balingen im Lande Rheingebirg vor Jahren in ein wahres Fieber der Entrüstung versetzte: Der Schulmeister hatte am helllichten Tage im Sausgärtchen vor seiner Schule seine Frau geküßt. Der Bauer Peters sah es, als er gerade vorüber ging; die Tagelöhnerwitwe Hansen beobachtete es von ihrem Fenster aus; und mehrere Kinder, die um die Schule herum spielten, schauten mit offenen Mäulern zu. Ueber den Tatbestand war also nicht zu streiten, und es fragte sich nur, was zu geschehen habe. Nachdem die Sache am Nachmittag die Meinungen des ganzen Dorfes herausgefordert und abends im Dorfwirtshaus die maßgeblichen Bauern beschäftigt hatte, brach am anderen Morgen eine Abordnung, drei Mann hoch, mit dem Schulzen an der Spitze, nach Balingen auf, um bei dem Probst vorstellig zu werden.

Der Probst, als er die Klage vernommen hatte, wiegte den Kopf ein paarmal hin und her und gedachte die Angelegenheit mit einigen begütigenden Worten ins Gleiche zu bringen. Aber der Schulze fiel ihm in die Rede und sagte hitzig, es sei die Absicht des ganzen Dorfes, daß der Schulmeister unmöglich an seinem Platte bleiben könne, und der Probst solle ihnen alsbald einen anderen, anständigeren Lehrer beibringen. Da sah der geistliche Herr ein, daß Bauerngrimm aus verletzter Eitelkeit so leicht nicht zu beruhigen sei. Er erklärte aber, daß er zuvor den Lehrer selbst hören müsse und ihn zu dem Zwecke kommen lassen werde.

Das geschah denn auch. Der Schulmeister war noch ein junger Mann, sah aber durchaus nicht frisch und fit aus. Der Probst setzte ihn von der erhobenen Beschuldigung in Kenntnis. Der Schulmeister sah den Probst eine ganze Weile verdutzt an. Dann lachte er laut auf. — Ach ja, sagte er, das könne wohl stimmen. Er erinnere sich. Aber — gewiß, unterdrückte er den Probst, ein Verbrechen sei das nicht. Immerhin sehe er, daß es im

Dorfe unliebsam vermerkt worden wäre; so sehr, daß man seine Verletzung gefordert habe. — Da änderten sich die Miene des jungen Mannes, und indem doch noch ein feines Leuchten in seinem Ernst blieb, sagte er, es wäre ja wohl auch nicht geschehen, wenn nicht eine Frau etwas zu ihm gesagt hätte, was ihm zu allzu großer Zärtlichkeit übers Herz gefahren wäre. — Was das denn gewesen wäre, fragte der Probst. Der Schulmeister schwieg eine Zeitlang. Dann aber antwortete er, während eine leichte Röte über sein Gesicht ging, das könne er nun doch wohl nicht sagen. — Sehen Sie, sagte der Probst, daß doch etwas dabei war, was die Desflichkeit schreit. Und also hätten Sie besser getan, auch die besagte Zärtlichkeit für die Kammer aufzuheben. — Der Lehrer schaute verworren vor sich nieder, was der Probst für ein Verprechen der Befreiung nahm und entließ ihn. Dem Schulzen aber schrieb er dahinschickend einen Brief und dachte, den angestrichelten Streit damit aus der Welt geschwitten zu haben.

Das war aber durchaus nicht die Meinung der Dörfler. Und als der Lehrer am anderen Tag sein Schulzimmer betrat, da fehlte ihm die Hälfte seiner Schüler. Er ließ zum Schulzen und mußte hören, daß man von seinem Vater verlangen könne, er solle sein Kind einem solchen Schulmeister in die Schule schicken. Der Lehrer sah sich genötigt, an den Probst zu berichten. Der kam und betrat eine Versammlung der Gemeinde, in der es überaus hitzig ging. Der Probst, der auch zum Guten redete, die Bauern blieben dabei, dies sei ein anständiges Dorf, das einen derartigen Lehrer nicht brauchen könne. Und als der Probst schließlich, da er nicht mehr aus noch ein wußte, die Erklärung der Untat gab, so wie er sie von dem Schulmeister selber hatte, da rief der Schulze unter Zustimmung der ganzen Gemeinde, auch der Weiber: „In diesem Falle hätte der Lehrer lieber seiner Frau eins hinter die Ohren geben sollen.“ Da

gab der Probst es auf, schloß die Versammlung und ging in tiefen Gedanken zum Schulhause. Er fand die Lehrersleute ernst aber geküßt bei einander sitzen. Und nachdem er von dem Verlaufe der Sitzung berichtet hatte, sagte er mit einem leicht verärgerten Lächeln: „Ja, es wird mir wohl nichts anderes übrig bleiben, als Sie an die Stadtschule in Rheingebirg zu nehmen. Ich hab' da einen alten Griesgram, dem es in der Stadt zu laut und lebendig zugeht. Den werd' ich den Balingern schicken. Der wird wohl hierher passen.“

Als der Lehrer hierauf voller Dankbarkeit ihm die Hand schütteln wollte, zog der Probst die feine Zärtlichkeit und sagte: „Eine Begrüßung ist dabei. Sie müssen mir das Wort ihrer Frau sagen, das zu dem ganzen Unheil geführt hat. Ich muß wissen, mit wem ich es zu tun habe.“

Da schloß die Frau aus dem Zimmer. Der Lehrer aber sagte: „Nun kann ich es Ihnen ja wohl sagen. Als Entschuldigung den Bauern gegenüber hätte ich es nie getan. Wir sind ein Jahr verheiratet und sind, wie Sie sehen, noch immer zu zweit. Nun ist da im Stadtelberbüch des Hausgärtchens ein Reiz von Kothheiden, und die Tierchen, adieu, Junge. Wie wir nun davor stehen und uns das Hin und Her betrachten, mit dem die Alten die Jungen bejagen, und die offenen Schnäbelchen sehen, die aus dem Reiz heraus schnappen und das Gezwitscher hören, das um die ganze Freude herum ist, da sagt meine Frau mit einem Mal: „Du, übers Jahr wirst du drinnen bei uns auch zwitschern.“ — Ja, Herr Probst, was soll man in solchem Augenblick anders tun, als —?“

Der Probst lachte übers ganze Gesicht. „Alldings“, sagte er, „eins hinter die Ohren, wie die Balingen meinen, das ging nicht an. Immerhin“, fuhr er dann fort und mühte sich, sehr würdig dreinzusehen, „ist es gut, daß Sie in der Stadt kaum Kothheiden vorm Hause haben werden.“

bevorzugen, ist im Ausland hinreichend bekannt und wird dort weidlich ausgenutzt und verpöthet. Sollten es sich die Ausländer etwa nicht zunutze machen, daß wir Deutsche gern höhere Preise zahlen, wenn unser Einkauf nur den Stempel ausländischer Herkunft trägt? Es ist wahr, daß die bedeutendste deutsche Verbrauchsgegenständeindustrie, das Textil- und Bekleidungs-gewerbe, das mehr als 2½ Millionen Personen beschäftigt, fast ausschließlich ausländische Rohstoffe verwenden muß. 1929 betrug unsere Textilimporte etwa 2700 Millionen Mk. Fast ½ Milliarde von dieser Summe entfiel jedoch auf größtenteils entbehrliche Halb- und Fertigfabrikate. Dieser Betrag allein würde eine Vollbeschäftigung von weit über 100 000 deutschen Textilarbeitern bedeuten. Uns frage geht gerade das Textilgewerbe besonders nahe an, unter anderem auch vom Standpunkt der Frauennarbeit: kein anderes Gewerbe beschäftigt einen so starken Anteil weiblicher Arbeitskräfte; in der Textilindustrie, d. h. in der Woll-, der Baumwoll- und Bastfaserindustrie, der Seiden- und Kunstseidenindustrie, dem Wollerei- und Strickereigewerbe sind erheblich mehr als die Hälfte aller Beschäftigten Frauen. Ungezählte Tausende von ihnen möge die Wirtschaftskrise der letzten Monate, die steigende Verarmung weite Kreise und die immer mehr sinkende Kaufkraft bereits brotlos gemacht haben. Sollten wir übrigen Frauen es uns nicht um so eindringlicher zur Pflicht machen, in Deutschland hergestellte, von unseren Landsleuten verfertigte Textilwaren zu kaufen und zu tragen?

Vom Arbeitseinkommen geht ein weit größerer Teil als auf Textilien — und zwar ist es um so beträchtlicher je geringer der Verdienst ist — im Haushalt auf Nahrungsmittel hin. Und wieviel deutsches Kapital flieht auch auf diesem Wege unumkehrbar ins Ausland und geht dem Volkswohlstand verloren! Im Laufe der letzten Jahre sind durchschnittlich etwa 4 Milliarden Mark für landwirtschaftliche Erzeugnisse ins Ausland bezahlt worden. Hand aufs Herz, ihr Hausfrauen! Meint ihr, diese 4 Milliarden seien nur für unentbehrliche, in Deutschland nicht od. nicht in genügender Menge herstellbare oder durch deutsche Waren nicht ersetzbare Waren verausgabt worden? Müßen in einer Zeit der Not, wie wir sie jetzt erleben, sich deutsche Frauen nicht darauf einstellen, sich in ihrem Haushalt im kommenden Winter und besonders dem gemütsarmen deutschen Frühjahr in weitem Umfang unabhängig von den kostspieligen Auslandswaren zu machen?

Die Bestrebungen zur Herabdrückung der Einfuhr entbehrlicher Auslandswaren können und dürfen niemals zusammengeworfen werden mit dem, was das Modewort „Autarkie“ bezeichnet, d. h. der vollständigen Isolierung Deutschlands vom Weltmarkt in Ein- und Ausfuhr. Jede einzelne von uns aber muß sich bewußt sein, daß sie mitverantwortlich ist an der Lösung des schwerwiegenden aller deutschen Probleme, der Arbeitsbeschaffung für unser Volk.

R. D. Michel.

Die Frau

Beobachte eine Frau in ihrem Heim und ihrem Wirkungskreise, erst dann hast du ein Recht, sie zu beurteilen.

Nimm eine Blume aus dem Garten, aus ihrer, von der Natur gewollten Umgebung. Sie wird an Reiz verlieren. So wirkt eine Frau, der nicht die Möglichkeit gegeben ist, sich in ihrem Frauentum zu entfalten.

Nur keine maskuline Frau! Sie zeitigt den femininen Mann, und beide werden einander unerträglich.

Es ist unweiblich, nicht über den Augenblick hinauszudenken.

Nicht altern können, ist das Schicksal der Frauen, denen es an innerem Reichtum mangelt.

Eine jugellose und hemmungslose Frau ist wie eine Blume ohne Duft. Ihr fehlt das Reizvolle, Anziehende — das Weibliche.

Die Frau soll in der Ehe die Geliebte des Mannes bleiben. Aber sie hüte sich vor der Zügellosigkeit, die ihr anhaftet, wenn sie im reiferen Alter die spielerische Tändelei beibehält, die nur ein junges Mädchen kleidet.

Eine Frauenbewegung sollte sich niemals gegen den Mann richten, sondern stets mit ihm gemeinsame Ziele suchen.

Sie von S.

Kindergeburtsstage und neue Sachlichkeit

(Eine Anregung.)

Mein Siebenjähriger schreibt an seine Spielfährtin: „Liebe Ilse, bitte komm an meinem Geburtstags zum Kaffee und Abendbrot. Bring aber kein Geschenk mit! Meine Eltern erlauben es nicht.“ Ein Kindergeburtsstag ohne Geschenke? Ja, ohne die vielen Kleinigkeiten, die Kinder sich bei solchen Gelegenheiten mitzubringen pflegen. Welche Mutter hätte sich nicht schon darüber geärgert, daß an diesem Tage ihr sonst vielleicht gar nicht „geriges“ Kind den Besuchern schon im Vorplatz das Paketchen aus der Hand reißt! Welche Mutter hat, und gar wenn sie mehrere Kinder besitzt, nicht schon über den Unfug gescholten, jeden Monat, manchmal sogar mehrmals die Geburtstage der zahlreichen Spielkameraden, der Schulfreunde und -freundinnen ihrer Jungen und Mädchen mit Geschenken feiern zu müssen! Gewiß, in der Mehrzahl der Fälle sind es kleine Gaben, aber seien wir doch offen, wie wenige der Mütter empfinden das wiederholte kleine Minus an Wirtschaftsgeld heuteutage nicht? Dennoch wollen sie ihren Kindern die Freude nicht verderben, der Geburtstagsfeier folgen zu dürfen, ziehen leise stöhnend den Beutel und opfern den fünfzig oder die Mark für das Schiffchen, das kleine Spiel, das Tischbuch u. a., das auf dem Geburtstagsstisch eines anderen Kindes manchmal recht unbeachtet liegt. Fast alle unsere Sech- bis Zehnjährigen besuchen heute die gemeinsame Grundschule, die die Kinder aller Schichten vereint. Zum Glück fragen in diesem Alter die wenigsten Kinder danach, ob ihre Freunde in einem Gartenhaus oder in einer Villa wohnen, ob der Vater des Mitschülers Auto fährt oder — weit begehrenswerter — in einer schönen Uniform eine ganze Straßengasse lenken darf. Die Geburtstagsfeier ergeht an alle Freunde, trifft mit dem leibhaftig gefühlten Zwang, zu schenken, alle.

Und deshalb haben wir zu dem Radikalismus gegriffen, das oben im Einleitungsschreiben meines Jungen angedeutet ist. Die befreundeten Kinder schenken sich untereinander nichts. Sie, bezw. die Mütter, falls diese sich kennen, was ja zumal in einer Großstadt nicht immer der Fall ist, machen miteinander aus, daß Geschenke von beiden Seiten unterblei-

Die Scheidung Humoreske von André von Kun, Berlin

„Ich halte das nicht länger aus!“ sagte er. „Auch ich habe es längst satt“, meinte sie. „Wozu soll man sich da noch weiter gegenseitig unglücklich machen?“

„Du hast recht. Wozu?“

„Du gibst mir recht?“

„Ja. Ich bin ganz deiner Meinung. Lieber heute Schluß machen als morgen.“

„Herrlich! Schade um jeden weiteren Tag!“

„Sogar um jede Stunde.“

„Wir wollen uns also scheiden lassen?“

„Mit Vergnügen!“

„Wir sind uns demnach einig.“

„Jawohl, mein Herr. Zum ersten Male seit vielen Monaten.“

„Dann können wir ja friedlich eine Zigarette rauchen und die Einzelheiten besprechen.“

„Bitte.“

„Willst Du Dich bedienen? Feuer gefällig?“

„Danke.“

„Ich denke, am besten wird wohl sein, wenn Hans die Sache in die Hand nimmt. Er soll sich ganz ausgebreitet auf solche Fälle verstehen; nicht umsonst nennt ihn die ganze Stadt einen Scheidungsanwalt.“

„Hans? Wenn Du meinst, können wir ja zu ihm gehen. Er ist zwar Dein Freund.“

„Verzeihung: Er ist unser Freund, der Freund des Hauses.“

„Wir wollen nicht wieder streiten, mein Lieber. Ich fürchte nur, Hans würde nichts unversucht lassen, die geplante Scheidung zu vereiteln. Er wird uns so lange gut zureden, bis wir müde werden.“

„Ich bestimme nicht. Ich will mich auf alle Fälle scheiden lassen!“

„Auch ich habe keinen fehnächtigen Wunsch.“

„Dann ist Dein Bedenken hinfällig. Wenn wir einmal unseren felsenfesten Willen haben, wird Hans schon einsehen müssen, daß Friedensverhandlungen nicht am Platze sind.“

„Schön. Wann also wollen wir zu ihm fahren?“

„Ich schlage vor, jetzt gleich.“

„Ausgezeichnet.“

„Ihr wollt Euch also scheiden lassen? Sehr vernünftig, Kinder! Ich und die übrigen Freunde Eures Hauses merken schon lange, daß etwas nicht klappt.“

„Erlauben Sie, Herr Doktor!“

„Erlaube mall!“

„Ja, ja, Kinderchen, die Außenstehenden haben für so etwas ein scharfes Auge.“

Hans wandte sich an seinen Freund: „An sich kann ich Dich zu Deinem Entschluß nur beglückwünschen. Ich möchte ja Deiner derzeitigen Gattin nicht zu nahe treten, muß aber schon sagen, daß ich mich gar oft gefragt habe, wie es möglich ist, mit einer Frau zusammen zu leben, die den ganzen lieben Tag mit ihren Kleibern zu tun hat und Haus, Hof, Küche aufs ärgste vernachlässigt. Bei Euch herrschte immer Unordnung, und ich kann mich nicht erinnern, bei Euch jemals ein gutes Essen gegessen zu haben.“

„Na, na, Hans“, beschwichtigte der Ehemann den Sprecher, „so schlimm war es nun doch nicht, wie Du es jetzt schilderst. Immerhin...“

„Immerhin“, schnitt die Gnädigste erregt ihrem Mann das Wort ab, „werden Sie in Zukunft kaum mehr Gelegenheit haben, sich über meine Unordnung und meine Küche zu ärgern. Ich verziehe bloß nicht...“

„Ich verstand es schon nur zu gut, liebe Gnädigste“, meinte Hans im Bräutigam der Ueberzeugung, „daß Sie keinerlei Lust hatten, Ihren Mann liebesvoller zu verlorern. Wenn einer dem Vater des Alkohols verfallen und außerdem als Schürzenjäger stadtbekannt ist...“

„Mein Mann ein Alkoholik?“ schrie die kleine Frau den Anwalt an. „Was fällt Ihnen ein, ihn so zu verleumdern. Weil er sonntags gelegentlich ein paar Gläschen Wein trank? Und Schürzenjäger? Davon hätte ich

schließlich auch etwas merken müssen, mein lieber Doktor! Nein, nein, treu war er mir immer, das steht fest. Sie sind mir ja ein schöner Freund!“

Das Bürofräulein trat ein: „Herr Doktor, Sie werden am Apparat verlangt. Ferngespräch.“

„Ihr entschuldigt mich einen Augenblick.“ Die Scheidungslüchtigen blieben allein. Eine Sekunde herrschte Stille im Zimmer. Die beiden Leutchen waren am Ende ihrer Verknäufte. Endlich sprach sie: „Wah! Du denn mit meiner Haushaltsführung wirklich so unzufrieden?“

„Was fällt Dir ein, Kind? Keine zweite Frau auf Erden konnte so delikat süß-laure Küsten zubereiten. Und Dein Käsepudding war ein Gedicht; ich werde ihn nie vergessen. Ein bißchen unordentlich warst Du ja immer...“

„Ja, das sehe ich schon ein. Ich habe mir auch immer vorgenommen, mich morgen zu bessern.“

„Da wäre auch alles wieder gut geworden.“

„Zu spät!“ Sie seufzte. Er auch. Und fragte: „Warum eigentlich so spät? Es ist ja noch nichts geschehen. Wir sagen einfach Hans, daß wir uns nicht scheiden lassen wollen und gehen schon nach Hause. Der wird Augen machen!“

„Ja, der wird bestimmt plagen. Er verdient es auch nicht anders. Meine Kochkunst so zu verleumdern!“

„Und mich, den solidesten Ehemann auf Erden als Schürzenjäger hinzustellen!“

„Du, Mann, ist es wirklich nicht wahr, daß Du anderen Frauen nachläufst?“

„Ich schwöre, niemals eine andere angefahren zu haben!“

„Männchen!“ — „Weibchen!“ Sie umarmten und küßten sich. Der „Scheidungsanwalt“ betrat das Zimmer. Er schmunzelte so merklich, der böse Verleumder.

ben; sonst gibt bei den jüngeren Kindern die Mutter am besten ihrem Kind ein erklärendes Briefchen an die Mutter des Geburtstagskindes bezw. des eingeladenen Kindes mit.

Ja, läßt sich denn eine solche Neuerung durchführen? Freilich! Vielleicht muß man anfangs ein wenig disziplinell sein, abfällige Bemerkungen über „Kleinlichkeit“ einstechen. Das darf einen nicht irre machen. Vielleicht müssen die Kinder sogar die bittere Erfahrung machen, daß sogenannte Freunde sie nun nicht mehr zum Geburtstag einladen. Denen aber brauchen sie gewiß nicht nachzutrauern. Aber was sagen die Kinder der hartherzigen Eltern, die sich eine drakonische Maßnahme treffen, dazu, daß ihnen Geschenke entgehen? Meiner Erfahrung nach sehen sie sehr reich ein, welche geringen Teil der Festesfreude die kleinen Gaben der Freunde ausmachen neben den Geschenken der Eltern, Großeltern, der Tante, neben dem Geburtstagskuchen, dem Besuch und Spiel mit den Altersgenossen. Welche Erklärung Vater oder Mutter etwa noch hinzufügen, bleibt ihnen gemäß dem Alter und der Weisheit des Kindes überlassen. „Drakonisch“ braucht außerdem die Maßnahme durch aus nicht gefast zu werden. Ein Blumensträußchen z. B. — ein allerliebster Kerl erstrahlt bei uns mit einem Sträußchen aus Großmutter's Schrebergarten —, eine selbstgefertigte Sandarbeit eines jungen Bäckers ist natürlich erlaubt. Aber das Schenkenmüssen bei solchen Gelegenheiten ist zwar eine alt-hergebrachte Gewohnheit, verdient aber nichtsdestoweniger einmal sachlich betrachtet zu werden, zumal wenn an jedem Gedanken äußerster Sparfamkeit angewendet werden muß wie heuteutage. Ein bißchen Rückgrat, und bald wird man sich wundern, daß die Selbstverständlichkeit einmal eine Neuerung war.

Dr. J. Lochner.

Männer haben hier gar nichts zu sagen

Ein Volk, das nur Pantoffelhelden kennt. — Bei der Hochzeit ist der Bräutigam überflüssig. — Der Ehemann muß ständig auf der Walze sein.

Von Dr. Conz.

Männer haben nichts zu sagen? Als ob das etwas Besonderes wäre. Das ist doch eine ganz alte Feyer.

Sehr richtig. Aber es soll hier zur Abwechslung einmal nicht von uns europäischen Pantoffelhelden die Rede sein, die wir freiwillig (?) auf die uns vom Geschlecht zugeprochene Macht über das weibliche Geschlecht verzichten, sondern von Wölfen, bei denen die Weiberverschacht durch Sitte und Ueberlieferung so fest verankert ist, daß der Mann auch rechtlich nicht die geringste Rolle spielt.

Gewöhnlich erweist sich die Frau bei den primitiven Völkern keiner Achtung, und Ehrfurcht vor dem Weibe kann schon als Beweis für die höhere Kultur des betreffenden Stammes angesehen werden. Dies würde unter anderem auch auf die Einwohner der niederländisch-indischen Bundesinsel Bali zutreffen, wo der gesamte Handel und das Geldwesen in den Händen der Frauen liegen. Letzteres ist zwar bei uns Europäern auch oft der Fall — besonders am Vorkriegs —, aber im Gegensatz zu den Frauen von Bali haben sich unsere besseren Hälften hier ein Recht einfach angeeignet, das ihnen geleglich gar nicht zusteht. Außerdem besitzen auf Bali allein die Mädchen das Recht, den Ehepartner zu wählen. Ein Mann darf keine vorübergehende Frau anheben und sich erst nach zwei Stunden auf den Platz setzen, den vorher eine Frau innegehabt hat. Ein unverheirateter Jüngling ist ohne jede Bedeutung, führt nicht — wie es bei uns jetzt Mode ist — das große Wort.

Aber die Vorkherrschaft der Frauen ist auf Bali noch gering im Vergleich zu der Gewalt, die bei dem auf Sumatra hausenden Stamm der Menangkabau die Weiber über das männliche Geschlecht ausüben. Hier gilt der Mann nur als notwendiges Uebel, als Mittel zur Erhaltung der Art.

Im Beginn seines Edenwallens läßt den jungen Menangkabau nichts vermuten, daß er später nur Sklave sein wird. Er genießt im Hause seiner Mutter das gleiche Recht wie die Mädchen. Sein Leben beginnt aber, sobald eine Jungfrau ihm zum Mann auserkoren hat.

Er selbst wird hierbei nicht um seine Meinung gefragt. Der Priester sagt zu ihm: „Ich verheirate Dich mit diesem Mädchen, und Du bekommst zwanzig Gulden Mitgift.“ Damit ist die Sache erledigt, der junge Ehemann geht nach Hause und liefert seiner Mutter treu und brav die Mitgift ab.

Inzwischen feiern seine Frau und die weibliche Verwandtschaft fröhlich Hochzeit. Die Feier dauert acht Tage lang, und nicht einer ruft nach dem Bräutigam, der zu Hause arbeiten muß. Auch die anderen Männer der

Verwandtschaft haben bei der Hochzeit nichts zu suchen. Man amüsiert sich entschieden besser ohne sie, ganz abgesehen davon, daß es keiner Frau in den Sinn kommt, ein so untergeordnetes Wesen wie einen Mann an Essen, Trinken und Tanz teilnehmen zu lassen.

Am achten Tage zieht die ganze Hochzeitsgesellschaft zum Hause der Bräutigamsmutter, wo der junge Mann festlich geschmückt — etwa in europäischen Schuhen und steifem Kragen — darauf wartet, daß er abgeholt wird. Aber auch bei dieser Gelegenheit wird ihm niemand eines Wortes, und schweigend zieht er im Hause seiner Schwiegermutter ein, wo er in Zukunft wohnen und dulden wird.

Er nimmt hier die untergeordnete Stellung ein, rangiert gesellschaftlich hinter dem jüngsten Kinde, auch wenn dieses männlichen Geschlechtes ist. Er muß außer dem Kochen alle Arbeiten verrichten, darf aber — was bei den Amazonen der griechischen Sage nicht der Fall war — auch die Waffen zur Verteidigung des Stammes ergreifen. Er selbst besitzt nichts. Alles gehört der Frau, und diese wieder untersteht der bedingungslosen Gewalt der Mutter, seiner Schwiegermutter also, die oft bis zu sechzig Töchter, Enkelinnen, Nichten, Schwiegerkinder und Schwiegerknecht unter ihrem Dach beherbergt.

Da die Menangkabau Mohammedaner sind, so bezieht bei ihnen auch die Sitte der Vielweiberei. Aus dieser heraus ergibt sich für den Mann oft eine wohl einseitige Stellung auf der ganzen Erde. Er darf bis zu viermal verheiratet werden. Seine zweite, dritte und vierte Frau sind meistens solche, die in ihrer ersten Ehe mit dem Mann nicht ganz zufrieden waren und ihn fortgesetzt haben. Dann war im gleichen Dorf ein anderer Jüngling, der ihnen gefiel. Da nun die Menangkabaudamen keine Eiferkinder kennen, so kann die des unliebsamen Eheklavens ledige zu ihrer Nachbarin gehen: „Dein Mann gefällt mir. Ich werde ihn heiraten.“ Die andere darf nichts dagegen einzuwenden, weil es die Sitte verbietet würde. Sie teilt sich eben mit der anderen oder mit den drei anderen in den Mann. Dieser muß bei jeder Frau einen Monat bleiben und darf dann zur nächsten ziehen. So befindet er sich dauernd auf der Wanderschaft. Natürlich lassen sich selbst in einem so gequälten Wesen, wie es die Männer der Menangkabau sind, nicht alle Gefühle unterdrücken, und so kann es einmal vorkommen, daß der Eheklave bei einer Frau, die ihn besser behandelt oder hübscher ist als die nächste, sich